Peinlich...

Autor(en): **M.H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **57 (1953-1954)**

Heft 8

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663432>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

daillon verloren hatte, das letzte Andenken an meinen verstorbenen Vater.

Ich suchte und suchte, aber nein, es war und blieb weg.

Ich war traurig und habe die Nacht nur wenig geschlafen. Ohne ein Wort zu verlieren, habe ich mich in aller Herrgottsfrühe aufgemacht, mein Medaillon zu suchen. Es war sicherlich ein dummes Unterfangen, um so mehr, als ich jetzt am hellichten Morgen keinen Weg und Steg wiedererkannte, den ich tags zuvor gegangen sein musste. Aber es glaubt doch jeder so gern an das, was er sich zutiefst in seinem Herzen wünscht. Erst nach Stunden konnte ich mich entschliessen, das Suchen aufzugeben.

Ich ging noch einmal in das unglückselige Dorf zurück, ich wollte meine Reisetasche holen.

Als ich wieder in das Stübchen trat, da blitzte mir gleich beim ersten Schritt mein liebes Medaillon entgegen. Es lag mitten in der Schale, die bis zu meinem Fortgehen mit kleinen Zweigen gefüllt gewesen war. Es waren Zweige von «Senhora de noite» gewesen, deren unansehnliche, kleine, zierliche Blüten einen ungemein starken, süssen Duft ausströmen. Die Landleute lieben diesen Duft sehr, sie behaupten auch, er vertreibe die Moskitos. Ich war ausser mir vor Freude. Ich rannte durch das ganze Haus, bis ich die gute, alte Frau gefunden hatte. Ich schüttelte ihr wieder und wieder die Hände. Sie sah mich nur aufs höchste verwundert an. Sie verstand offenbar gar nicht, was mit mir los war.

Da erzählte ich ihr alles. Sie aber sagte, dass sie davon überhaupt keine Ahnung gehabt hätte. Ja, sie hatte vorhin die Blumen weggetan. Sie seien schon schlecht gewesen. Und das Wasser auch. Sie habe beides auf den Misthaufen geschüttet.

«Da ist bestimmt nichts Goldenes drin gewesen», versicherte sie mit sicheren Augen, «und wenn, dann müsste es ja draussen liegen auf dem Mist.» Ich überlegte.

Wie um alles in der Welt mochte das nur gewesen sein? Ich war ja auch nicht an die Schale herangegangen. So musste es eben jemand hereingelegt haben.

Nein, unmöglich, sie wohne ganz allein hier im Hause. Und es wäre bestimmt niemand zur Tür hereingekommen. Und ihre Fenster wären doch vergittert. Ich schaute das dichte Gitter der Fenster an und die hohe weisse Mauer davor mit den vielen spitzen Glasscherben.

«Nein, aber so etwas», sie wiegte wieder ihren kleinen weissen Kopf hin und her. Und sie schien mir dann plötzlich doch nicht so ganz gefeit zu sein gegen den Aberglauben. Denn ihre kleinen, pergamentenen Hände besprengten eilig mich und sich, Fenster und Tür, Schwelle und Schale und vor allem mein Medaillon mit geweihtem Wasser. Dann griffen sie ebenso eilig nach dem Rosenkranz.

Ich habe des Rätsels Lösung nie gefunden.

Ich war jedenfalls glücklich darüber, dass ich mein Medaillon wieder hatte. Und ich war auch glücklich darüber, dass, wenn hier nun einmal durchaus Geister umgehen sollten, wenigstens keine bösen zu mir gekommen sind. Denn, nicht wahr, es ist gewiss nicht schön, spüren zu müssen, dass die guten Geister so gar nichts von einem wissen wollen, und es gerade dort noch verspüren zu müssen, wo man das Himmelstor seiner Kinderträume gefunden hat.

PEINLICH ...

Nach einem Gastspiel in Berlin — man hatte die «Afrikanerin» gegeben, befand sich die grosse österreichische Opernsängerin der sechziger Jahre, Pauline Lucca, im Zuge, um zurück nach Wien zu fahren. Man unterhielt sich im Abteil eben über das Gastspiel und eine Dame konnte sich nicht genug tun, über die berühmte Sängerin zu schimpfen, die in ihrem Alter und bei ihrer Hässlichkeit lieber daheim bleiben und Strümpfe stopfen solle. Da der Herr, der neben der Schimpfenden sass und an den deren Worte gerichtet waren, still blieb, regte diese sich noch mehr auf: «Warum reden Sie kein Wort? Sie lächeln nur! Ist denn die Lucca nicht schon längst verblüht?»

Mit einer gewandten Handbewegung auf sein Gegenüber erwiderte der Herr endlich: «Wollen Sie das nicht Frau Lucca selbst sagen?»

Alles verstummte betreten, nur die Schimpfende stammelte Entschuldigungen. Sie habe bloss zum Teil die Vorstellung gehört, sich im übrigen auf die Zeitungen verlassen, deren Urteil sie leider nachgeplappert hätte. Dieser Kritiker müsse ein wahrer Idiot sein.»

«Wollen Sie ihm das nicht selbst sagen?» meinte darauf die Lucca. «Der Kritiker sitzt ja neben Ihnen!»

M. H.